

Konstruktive Dekonstruktion – Dekonstruktive Konstruktion

JENS BADURA

Dass Orientierung in normativen Fragen – womit hier ethische und politische Fragen gemeint sind – etwas mit Gründen zu tun hat, ist vermutlich unstrittig. Was aber ein *Grund* und was ein *Gründen* im Rahmen solcher Orientierungsaktivitäten ist, darüber wird viel und heftig gestritten. Mit einer auf den ersten Blick vielleicht etwas unkonventionellen Heuristik möchte ich nun drei Strategietypen unterscheiden, mittels derer, mit Bezug auf besagte normative Fragen, Grund und Gründen konzeptualisiert wird: Auf definitiven Prinzipien als letztem Grund *begründende* Strategien (in Folge prinzipistisch genannt); dauerhaft sondierende und ausleuchtende Strategien der *Ergründung* (in Folge pragmatische Strategien genannt) sowie vorfindliche Normen und Normierungspraxen *entgründende* Strategien (in Folge dekonstruktive Strategien genannt).

Prinzipistische Ansätze teilen die Annahme, dass die humane Welt durch ordnende Prinzipien ausgezeichnet oder auszeichnenbar ist, anhand deren sich das Denken und das Handeln objektiv und definitiv orientieren lässt. *Pragmatische* Ansätze begreifen die humane Welt hingegen als einen durch mannigfaltige Erfahrungszusammenhänge konstituierten Raum, in den sich das Menschsein gleich einer dauerhaften Passage einschreibt, ohne dass sich, unabhängig von den konstellaren Bedingungen je realisierter Lebensformen und Erfahrungshorizonte, Fixpunkte bestimmen ließen, die ihre Geltung aus einer definitiven, überzeitlichen Konzeptualisierung der humanen Welt ableiten könnten. Jegliche Orientierungsleistung normierender Praxen ist daher für pragmatische Ansätze nur bedingt gültig. *Dekonstruktive* Ansätze zielen darauf, jede Bezugnahme auf Gründe als je anders möglich zu kennzeichnen – sie weisen also sowohl die Vorstellung

eines vorfindlichen oder ermittelbaren definitiven Grundes, wie ihn die prinzipistische Strategie unterstellt, als auch jene eines konstellar bestmöglichen Grundes mit immerhin bedingter Tragfähigkeit, auf den die pragmatischen Strategien bauen, zurück. Die Orientierungsleistung des Denkens wird hier als strikte Kritik konzipiert und besteht gerade darin, Grundannahmen zu destabilisieren – was schwerlich mit einem Verständnis von Orientierung zusammenzubringen ist, das Auskunft darüber erwartet, was zu tun ist: Zielt die dekonstruktive Strategie doch nur auf immer neue Hinweise, wie es *nicht* getan werden kann.

Nun stehen sich prinzipistische und pragmatische sowie prinzipistische und dekonstruktive Ansätze scheinbar frontal gegenüber: Die dem Prinzipismus zugrunde liegende Konzeption von aus definitiven Strukturbedingungen der humanen Welt erschließbaren Prinzipien ist mit jener eines erfahrungskonstituierten Raumes, der Geltungsgenese bestenfalls über konstellare Kohärenz ermöglicht, genauso wenig zusammenzubringen, wie mit der Annahme, dass jedes Denken von Gründen und damit jede Grundannahme kontingent ist und daher nichts definitiv begründbar sein kann. Zugleich, so scheint es, teilen pragmatische und dekonstruktive Strategien immerhin die Diagnose, dass die humane Welt nicht definitiv prästrukturiert ist – und letztlich könnten die jeweils unterschiedlichen Konsequenzen, die pragmatische und dekonstruktive Strategien daraus ziehen, als komplementär gedeutet werden: in dem Sinne, dass im einen Fall Bedingtheit durch eine konstellare Perspektive, im anderen Fall Unbedingtheit durch eine dekonstruktive Kritik angezielt wird. Darauf wird zurückzukommen sein – wenn einige der bislang nur thetisch postulierten Prämissen erläutert und insbesondere die Frage diskutiert wurde(n), was ‚Begründung‘ im Rahmen normativer Orientierungspraxen heißen kann.

1. Prinzipistische, pragmatische und dekonstruktive Strategien

Im Falle der prinzipistischen Strategie wird gleich doppelt be-gründet: Zum einen wird eine konkrete Urteilsbildung anhand eines als gültig unterstellten Prinzips be-gründet – ein Kantianer zieht den Kategorischen Imperativ heran, ein Utilitarist ein Nutzensummenkalkül, ein Relativist ein Relativitätsprinzip. So dann wird aber auch das Prinzip, das in der Urteilsbildung im Kontext konkreter Situationen orientieren soll, selbst noch einmal be-gründet bzw. dessen Be-gründetheit erwiesen. Die Be-gründung ist dann nicht mehr eine Verhältnisbestimmung von Situation und Prinzip, sondern der Versuch des definitiven Ausweises von Geltung im Sinne einer Fundamentalität des je Prinzipiierten, mit der Geste: ‚Du siehst es doch, hier ist der Boden hart, hier kann auf festes Fundament gebaut werden‘. Die metaphorische Rede von einer Be-gründung täuscht leicht darüber hinweg, dass es nicht um physische, sondern um symbolische, in der Sprache verfasste Gründe geht, auf denen etwas gründet – und genau hier liegt ein

Problem des Verständnisses von Gründung als Be-gründung: Der Grund des Mundus (der humanen Welt) wird so gedacht wie der des Globus (des physischen Bodens) und stellt in diesem Sinne eine unabhängige Dritte Instanz dar, ein Gegebenes, das für die Organisation der humanen Welt durch seine Existenz als Quelle der Verbindlichkeit zu dienen vermag weil ihm alle gleichermaßen ausgesetzt sind und es daher als gemeinsamen Bezugspunkt anerkennen müssen.¹

Pragmatische Strategien dagegen bauen nicht auf einen derart konzeptualisierten festen Boden, der als *tertium comparationis* zu fungieren vermag, sondern versuchen, tragfähige Antworten auf problemspezifische Fragen zu produzieren, die durch ihre konstellare Plausibilität überzeugen können und aufgrund dessen für diejenigen, die von ihnen überzeugt sind, gültig sind. Sie gründen anders als auf festem Boden, sie tragen sich selbst durch ihre Schlüssigkeit, indem sie *ergründen*, welche Sicht der Dinge im Sinne einer kohärenten sprachlichen Darstellbarkeit tragfähig wäre, und gewinnen darüber Aufschluss, indem sie die humane Welt als Raum möglicher Erfahrungen von Bewährung oder Scheitern je provisorisch etablierter Normierungskonzepte begreifen. Hier fragt sich, wie im Zuge dieses Ergründens eine kritische Perspektive Eingang finden kann, die über situative Passung hinaus die Suche nach solchen Passungen selbst leiten könnte – die also, anders formuliert, der je in actu befindlichen Urteilstkraft das kritische Potential angedeihen ließe, welches jenseits einer am Kriterium der Schlüssigkeit zu messenden Reaktion auf konkrete Ereigniswiderstände eine Orientierung im substantiellen Sinne möglich macht.²

Dekonstruktive Strategien konstatieren, dass die humane Welt keine definitive Form haben kann, weil sie ein symbolisch konstituierter Raum möglicher Formen ist und – das ist ein zentraler Aspekt – die immer neue Herstellung solcher Formen und infrastruktureller Weisen ihrer Organisation ein ihr inhärenter produktiver Teil dieser humanen Welt ist. Die Konsequenz ist daher, fortlaufend an der Rückabwicklung dieses konstruktiven Produktivismus zu arbeiten und ihn in seiner symbolisch-kontingenten Weise kenntlich zu machen. Der normative Anspruch dahinter ist jener, mittels tätiger Dekonstruktion und performativer Sichtung dessen, was im je Verwirklichten nicht verwirklicht wurde, aber hätte verwirklicht werden können, zu markieren, dass die humane Welt letztlich ein Niemandsland bleibt, da keine symbolische Besetzung sich ihrer definitiv bemächtigen kann.³ Damit aber sind dekonstruktive Strategien erklärtermaßen ungeeignet, ihrerseits einen konstruktiven Beitrag zur Orientierung praktischen

- 1 Lateinisch ‚Mundus‘ heißt ‚Welt, Menschheit‘ und bezeichnet die humane Welt, während ‚Globus‘ (Kugel, Haufen) die physische Welt bezeichnet. Diese Unterscheidung ist wichtig, weil sie verdeutlichen kann, warum, es nicht evident ist, Metaphern aus dem Kontext des Globus einfach auf den Kontext des Mundus zu übertragen, vgl. dazu Marramao 2006.
- 2 Orientierung im substantiellen Sinne meint hier dasjenige, was Andreas Luckner als ‚Selbstorientierung‘ beschreibt, vgl. Luckner 2005: 38ff.
- 3 Zur Thematik Jemand(s)land/Niemand(s)land vgl. Badura/Schmidt 2004.

Handelns zu leisten – sie fungieren vielmehr als veruneindeutigende Gegenströmung zum pragmatisch konstruktiven Vektor der Dynamik der humanen Welt.

2. Gegerbter und sich glättender Raum

Stellt man die drei Strategien nebeneinander, so fällt auf, dass genau da, wo der prinzipistische Ansatz seinen Referenzpunkt bzw. sein Fundament sieht – im Prinzip als festem Grund – bei pragmatischen und dekonstruktiven Ansätzen in je spezifischer Weise eine Leerstelle bleibt. Dieser Umstand weist auf etwas hin, das die Strategien substantiell unterscheidet, und zwar in zumindest zwei Perspektiven: Erstens lässt sich konstatieren, dass die drei Paradigmen Be-, Er- und Entgründung auf der Basis einer differentiellen Konzeptualisierung der von ihnen adressierten Weltdimension – der humanen Welt, des Mundus, operieren. *Wie* diese Welt gedacht wird, ist offensichtlich von zentraler Bedeutung dafür, wie man sich die Möglichkeitsbedingungen des Gründens in dieser Welt vorstellt. Während prinzipistische Strategien Globus und Mundus funktional analog deuten – als einen prästrukturierten Raum –, postulieren pragmatische und dekonstruktive Strategien für die humane Welt eine Logik der Möglichkeiten, die es verhindert, einen festen Grund als *die* Wirklichkeit dingfest zu machen. In lockerer Anlehnung an eine Unterscheidung von Deleuze/Guattari⁴ könnte man mithin die prinzipistische Konzeption der humanen Welt als jene eines definitiv gekerbten Raumes begreifen, während es im Falle der pragmatischen und dekonstruktiven Strategie um eine Konzeption der humanen Welt geht, die als ein sich immer wieder entziehender, sich glättender Raum zu denken ist: Dieser sich glättende Raum wird zwar im Zuge der infrastrukturellen Organisation diverser kultureller Ökonomien ebenfalls ‚gekerbt‘, doch besteht diese Struktur nach ihrem Eintrag nicht einfach fort wie jene des definitiv gekerbten Raumes, sie kann sich verändern, verschwinden, umgestaltet werden etc. Der sich glättende Raum bringt daher eine Dynamik der Transformation je realisierter infrastruktureller Konstellationen hervor. Er ist nicht in *einem* Abbild repräsentierbar, weil er sich ständig verändert – und er bietet daher nicht die Voraussetzungen dafür, einen Grund zu bestimmen, auf den begründet werden könnte. Die Differenz zu dem Konzept eines definitiv gekerbten Raumes ist evident: Letzterer nämlich konstituiert sich aus dem Gegeben-Sein vorgängiger Strukturen (die nicht der humanen Praxis entstammende *Infrastrukturen*, sondern ihr vorgeordnete *Metastrukturen* sind), so dass jedes Vorkommnis immer schon relational zu dieser vorgegebenen Struktur sich verhält.

4 Zur Terminologie und dem Raumkonzept vgl. die Überlegungen von Gilles Deleuze und Felix Guattari zum „Glatten und Gekerbten“ in Deleuze/Guattari 1992.

Diese beiden hier nun sehr schematisch⁵ gegenübergestellten Weisen, die humane Welt zu konzeptualisieren, lassen langsam deutlicher werden, was mit dem diesen Text leitenden Thema ‚Grund‘ und ‚Gründen‘ als Problemstellung adressiert werden soll: Denn es liegt auf der Hand, dass die Bezugnahme auf Gründe in einer definitiv gekerbt gedachten humanen Welt anders zu verstehen ist als in einer sich fortlaufend verändernden Konstellation.

3. Gründen im Mundus, Gründen im Globus

Wortnah interpretiert bedeutet ‚Begründung‘ soviel wie ‚etwas einen Grund geben‘ oder, anders formuliert, ‚etwas auf ein Fundament stellen‘. Der Begriff leuchtet dann ein, wenn es einen Grund gibt, auf den man bauen kann: einen Felsgrund oder ein Betonfundament beispielsweise. Die alltägliche Verwendung des Wortes ‚Be-gründung‘ steht aber in einem anderen Kontext als dem der physischen Welt: ‚Be-gründung‘ sagen wir, wenn es darum geht, die Geltung einer Behauptung auszuweisen und damit findet der Vorgang des Begründens seinen Ort in dem Bereich, der hier als humane Welt bezeichnet wird. Ein Grund im Mundus ist anders beschaffen als ein Grund in der physischen Welt, dem Globus. Der Grund des Mundus ist immer ein sprachlicher und damit symbolischer Grund – der Modus seiner Widerständigkeit und Tragfähigkeit ist daher, so zumindest lässt sich vermuten, ein anderer als der des physischen Bodens. Wird also das Sprachbild der ‚Be-gründung‘ als Realbild missverstanden und der Vorgang des Begründens aus der physischen Welt in die symbolische Dimension der Sprache und der humanen Welt eingetragen, dann wird zugleich eine bestimmte, aus der physischen Welt vertraute, Erwartungshaltung an das ‚Begründen‘ ins Werk gesetzt: Es wird dann davon ausgegangen, dass Begründung etwas mit diesem festen Stand, dem Fundament, zu tun hat. Das zeigt sich schon in den Sprachbildern, die in diesem Zusammenhang verwendet werden: Wenn wir von ‚Denkgebäuden‘ sprechen, ist die Haus- und Bodenmetapher ebenso präsent wie im Falle des ‚ins Schwimmen kommen‘ bei einem nicht recht gelingenden Argumentationsversuch. Der Grund als Metapher geht seiner Metaphorizität verlustig, und muss sich fortan an dem messen, was das Realbild von festem Grund und Boden bzw. dem gegebenen Rahmen fordert: nämlich tragfähig und im stabilisierenden Sinne widerständig zu sein – so beschaffen also, dass er dem Denken in ursächlicher Weise einen Anstoß gibt. Dieser eigentümliche Ursächlichkeitscharakter findet seinen sprachlichen Ausdruck im Wort ‚Weil‘. Es markiert den Scharnierbereich von Ursache und Wirkung im etablierten Modell der Begrün-

5 An anderer Stelle habe ich, mit etwas anderen begrifflichen Instrumenten, ausführlicher zu beschreiben versucht, wie sich die humane Welt als Möglichkeitsraum darstellen lässt ohne dabei außer Acht zu lassen, dass unterstellte Wirklichkeiten eine notwendige Voraussetzung für das Denken von Möglichkeiten darstellen und mit diesem in einer unauflösbaren Spannungsbeziehung stehen; vgl. dazu Badura 2006.

dung und erhält die Autorität des festen Bodens im symbolischen Raum der Sprache. *Weil* etwas so und so ist, habe ich Grund, etwas in bestimmter Weise zu tun. Diese Redeweise entspricht der gängigen Festlegung des Wortsinns von ‚Weil‘ auf einen kausalen Gebrauch – und hat sich heute zu einer Begründungskultur entwickelt, die neben dem kausalen ‚weil es so ist‘ keine anderen Modi der Geltungsgenese als den Rekurs auf den Grund – und mittelbar den letzten, festen Grund – mehr zu kennen scheint. Dabei wird aber etwas Entscheidendes unterschlagen – denn in seiner Herkunft geht das Wort selbst gar nicht auf einen konditionalen Gebrauch zurück. ‚Weil‘ kommt, etymologisch betrachtet, von ‚Weile‘ – und hat erst mit der Zeit seinen ursprünglich temporalen Charakter in konditionaler Richtung verschoben. Erst durch diese Verschiebung entstand das (Be-)Gründungs-Wort ‚Weil‘, als Produkt des leisen Übergangs von ‚während es so ist‘ zu ‚so ist es‘ – oder, anders formuliert: von ‚derweil es so ist‘ zu ‚weil es so ist‘; vom sondierenden Sagen zum Konstatat.⁶

Im Wort ‚Weil‘ stecken also unterschiedliche Motive des Gründens: Im Sinne des ‚Solange es so ist‘ ist es, je nach Blickwinkel ein Er- oder Entgründungswort (steckt doch im ‚solange‘ bereits der Zweifel, dass es so bleiben wird) – stets mit einem Vorbehalt versehen, in ihm eine ergründende Bewegung mitzudenken: Derweil ist es so, es könnte aber anders werden, lass uns schauen (oder: Du wirst schon sehen). Das ‚Weil‘ im Modus des ‚so ist es‘ hingegen wird festgestellt, eine Festigkeit unterstellt, auf ein Konstantes angespielt, durch das bzw. auf dem man be-gründen kann. Dieses ‚Weil‘ geht von einer der physischen Welt entlehnten Konzeption der Stabilität aus. Dieses ‚Weil‘ als ‚so ist es‘ fungiert daher als Importeur des Realen (im Sinne eines festen Grundes) in das Symbolische (als Sprache): Eine definite Wirklichkeit (‚so ist es‘) bildet den Fluchtpunkt des Denkens. An diese Unterscheidung schließt sich nun auch die Vorangegangene zwischen definitiv gekerbtem und sich glättendem Raum an: Um das ‚Weil‘ als ‚so ist es‘ zu denken, muss man die humane Welt als definitiv gekerbten Raum perspektivieren, da nur dieser aus der Autorität der vorgängigen Struktur die Koordinaten des festen Bodens ermessen kann. Was hier möglich ist, wird durch die vorfindliche (vorgegebene) Kerbung – zumindest den Rahmen betreffend – definiert. Im sich glättenden Raum hingegen lässt sich das ‚Weil‘ nur als ein ‚derweil es so ist‘ verstehen – als momentspezifische Bezugnahme auf die spezifische Verwirklichung einer Möglichkeit, die man ergründend für vorläufig annehmbar (wie es die Ergründung tut) oder aber gerade deshalb für unannehmbar (wie es Be- und Entgründung tun) erklären kann. Hier taucht nun eine interessante Parallele zwischen Be- und Entgründung auf: Beide kritisieren die Ergründung aufgrund des Umstandes, dass sie bei der Vorläufigkeit ihrer Geltungsansprüche stehen bleibt. Die Kritik erfolgt aber aus ganz unterschiedlich scheinenden Motiven: Im Falle der Begründung muss es defizitär sein, sich mit Vorläufigem zu-

6 Heidegger weist in seinem Vortrag „Der Satz vom Grund“ in ähnlicher Weise auf diesen Zusammenhang hin; vgl. Heidegger 1997.

friedenzugeben, im Falle der Entgründung hingegen muss es vermessen erscheinen, trotz der Einsicht in die Vorläufigkeit die Idee möglicher Geltung noch weiter zu beanspruchen.

Wie aber lässt sich die Parallele nun verstehen – als zufällige Konvergenz oder als eine tiefergehende Gemeinsamkeit in der Sache? Stellt man Be- und Ergründung in den Kontext der jüngeren Ideengeschichte, dann wird man schnell auf das bekannte Raster von Moderne versus Postmoderne gestoßen: Da gibt es eine Moderne des Definitiven, die Modi der *Bewältigung* von Möglichkeiten des Menschseins anhand definitiver Maßstäbe generiert und in diesem Sinne auf die definitive Begründung setzt und es gibt dem entgegenstehend eine Postmoderne, die Modi der *Affirmation* von Möglichkeiten des Menschseins generiert, und auf das Entgründen setzt, um unverwirklichte Möglichkeiten als Möglichkeiten sichtbar werden zu lassen. Wie also bei dieser anscheinend so klaren und von Regalmetern jeweils lagertreuer Literatur konstituierten Abgrenzung eine Parallele erklären? Sowohl Be- und Entgründung sind auf *Unbedingtheit* zielende Operationen, während Ergründung im skizzierten Sinne eine *bedingte* Strategie ist, die auf die Errichtung bestmöglicher Lösungen im Rahmen dessen zielt, was ihr jeweils als konstellar konstituierte Urteilskraft zur Verfügung steht. Ergründung in diesem Sinne sieht sich dem ‚Barwert‘ (William James) eines Denkens verpflichtet und bemisst diesen am Beitrag des je spezifischen Gedankens für eine Orientierung zum Handeln. Be- und Entgründung hingegen zielen vor allem auf Denken und konkurrieren hinsichtlich der Weise, wie das Denken seinerseits unbedingt gedacht werden kann. Etwas schärfer formuliert: Der Impuls, Orientierung als etwas widerständig-objektives anzusehen, bei dem es nicht vor allem um praktikable Ergebnisse, sondern um die unbedingte Stimmigkeit des Urteils als Urteil geht, ist das Anliegen von Be- und Entgründung, auch wenn dieser Bezug auf Unbedingtheit in den beiden Ansätzen ganz unterschiedlich hergestellt wird: Die Unbedingtheit der *Begründung* ist eine, die sich dem unterstellten definitiven Ordnungsrahmen der humanen Welt verpflichtet fühlt, jene der *Entgründung* hingegen ist eine, die sich der Zeugenschaft für die Unmöglichkeit einer solchen definitiven Ordnung der humanen Welt verpflichtet fühlt. Da in der Stoßrichtung auf Unbedingtheit hin verwandt, ließe sich von Be- und Entgründung als paradigmatischen Versionen eines dem alten Schema gemäßen modernen und eines postmodernen Denkens mithin sagen, dass die Kampflinie nicht zwischen Ein- und Vieldeutigkeit, zwischen Definitivität und Kontingenz verläuft, sondern vielmehr zwischen unterschiedlichen Versionen der Bestimmung eines angemessenen Sitzes von Unbedingtheit im Denken und, damit verknüpft, um einen Streit darüber, wie die humane Welt als moderne Welt angemessen zu konzeptualisiert ist. Es ginge letztlich darum, eine Charakterisierung der humanen Welt und der Möglichkeitsbedingungen von Orientierung (der in beiden Fällen eine unbedingte Dimension eingeschrieben wird) vorzunehmen, nicht aber darum, konkrete Handlungsoptionen zu be- oder entgründen. Was zugleich bedeuten würde, dass die Strategie der Ergründung, angesichts ihres offen bedingten Charakters –

die bestmögliche Lösung jetzt und hier – auf einer anderen Ebene angesiedelt wäre und schlicht einen anderen Typ von Orientierung anstrebt als Be- und Entgründung. Und es würde nahe legen, dass Be- und Entgründung gegenüber der Ergründung eine spezifisch kritische Funktion einnehmen in dem Sinne, dass sie in je unterschiedlicher Weise auf die Legitimitätsgrenzen pragmatischer Handlungsorientierung hinweisen.

Wie aber ist dieses kritische Verhältnis zu verstehen, das hier die ‚unbedingte Perspektive‘ gegenüber der bedingten einnehmen soll? Ist es ein Subordinationsverhältnis in dem Sinne, dass das Unbedingte das Bedingte orientieren soll? Für prinzipistische Strategien liegt diese Lesart nahe, denn gemäß ihrer Auffassung gibt es ja das definitive Prinzip, und dieses stellt als definitive Repräsentation des Gesollten die Autorität dar, der sich pragmatische Ergründung letztlich immer zu unterwerfen hat. Was aber, wenn diese Strategie aufgrund ihrer fragwürdigen Konzeptualisierung der humanen Welt als definitiv gekerbtem Raum untauglich bleibt – einmal angenommen, die voranstehenden Überlegungen zur Konstitution der humanen Welt als infrastrukturell gestalteter, in der Gestaltungsform aber kontingenter Möglichkeitswelt sind triftig? Dann wäre immerhin noch die dekonstruktive Variante der Kritik im Modus der Unbedingtheit vorhanden. Und diese dekonstruktive Strategie steht zur Ergründung offensichtlich in einer Komplementär- nicht aber in einer Subordinationsbeziehung: Eine Orientierung des Handelns, könnte man sagen, erfolgt nun nämlich im Zuge der bedingten Ergründung und bedarf, um zu sich selbst eine kritische Distanz zu erhalten, einer unbedingten Entgründung des Ergründeten. Umgekehrt bedarf das unbedingte Entgründen des vorgängig bedingt Ergründeten, da es nur mit Bezug auf dieses operieren kann. Dann wäre also nicht von einem Subordinationsverhältnis zu sprechen, sondern es gälte, Ergründung und Entgründung, Bedingtheit und Unbedingtheit als gleichrangige Denkbewegungen zu verstehen, die im Zuge von Orientierung wirken. En passant wäre damit auch ein Blickwechsel auf die gängigen Vorwürfe das sogenannte ‚postmoderne‘ Denken betreffend möglich: Denn es ginge schließlich in diesem nicht darum, die Beliebigkeit zu feiern, sondern sich der Aufgabe zu stellen, in einer als infrastrukturell-kontingent verfassten und in diesem Sinne als Möglichkeitsraum gedachten humanen Welt eine Idee von Geltung zu entwickeln, die Bedingtheit und Unbedingtheit gleichermaßen einschließt und ohne Referenz auf ein Definitives auskommt – eine Konstellation also, die das Verhältnis von Kontingenz und Verbindlichkeit ohne festen Boden zu konzeptualisieren versucht.

4. Die komplementäre Dynamik von Er- und Entgründung

Die Möglichkeit der Unbedingtheit, die also bleibt, ist jene, das Unvermögen zu bezeugen, definitive Geltung beanspruchen zu können – oder, anders formuliert,

immer neu gegenwärtig werden zu lassen, dass es den festen Grund *nicht* gibt – angetrieben durch die Sorge um, in Lyotards Worten, die Integrität des Denkens, also einer Haltung, die auf das Bewusstmachen des Umstandes zielt, dass jedes Urteil, jede Entscheidung, so sehr sie auch erwogen und reflektiert ist, so notwendig sie in einer Situation auch scheinen mag, letztlich kontingent ist, weil die humane Welt keine Meta- sondern nur transformative Infrastrukturen hat. Diese Haltung – und es kann sich im Kontext der humanen Welt nicht um mehr als das handeln – wäre als eine Kultur der Sensibilisierung dafür zu verstehen, dass jeder (auch der reklamiert vorläufige) Grund ein unterstellter und deshalb kontingenter Grund ist, der zwar konstellar tragfähig sein kann, dies aber nicht deshalb, weil er *der* Grund ist, sondern deshalb, weil diejenigen, die sich auf ihn beziehen, ihn zu einem Grund gemacht haben und sich an ihn als Grund binden.

Entgründung ist somit ein komplementärer Vektor zur Er-gründung und bildet zusammen mit ihr ein Wechselspiel von konstruktiver und dekonstruktiver Praxis: Während in der Er-gründung ein handlungsermöglichendes Denken wirkt, so ist es bei der Entgründung ein Denken, das den Preis der Vereindeutigung einer jeden handlungsermöglichenden Denkweise ausmisst – ohne dabei durch einen bestimmten Zweck bedingt zu sein außer jenem, zu entgründen. Die Unbedingtheit der Entgründung speist sich also daraus, dass sie ihre Intervention nicht pragmatisch finalisiert, sondern zum Zweck an sich selbst werden lässt. Sie ist unbedingt deshalb, weil sie bedingungslos auf den, hinter jedem Grund für die Wirklichkeit sich eröffnenden Abgrund anderer Möglichkeiten insistiert.

Die Wechselbeziehung von Er- und Entgründung treibt daher ein stets flüchtiges Fortschreiben von Möglichkeiten des Menschseins in der humanen Welt an. Da der Grund in der humanen Welt kein fester Grund ist – so wie der Boden an Bord eines Schiffes nicht fester Grund ist – ist ein Gründen in der humanen Welt nur *relativ* stabilisierend, in dem Maße, indem das destabilisierende Medium, das den Grund selbst trägt, konstellar ausgegrenzt werden kann, und zwar in dem Maße, in dem die Flüssigkeit des Wassers, auf dem ein Schiff fährt, durch dieses Schiff ausgegrenzt wird: Nur durch diese Ausgrenzung und der durch sie ermöglichten Absehung nämlich bietet das Schiff dem Schiffspassagier einen ‚Grund‘. Da es aber als ganzes ins Schwanken geraten kann, bleibt die Prekarität dieses Grundes immer spürbar und bleibt unausschließbar. Der ‚feste Boden‘ an Bord realisiert sich dann als das, was er – genau betrachtet – ist: ein infrastruktureller Grund, ein Faktum im Wortsinne, dessen Faktizität dort endet, wo die Stabilität der Gemachtheit durch die Dynamik der humanen Welt prekarisiert wird.⁷

Die humane Welt ist also eine Sphäre, die nicht in einer definitiven Repräsentation zu erfassen ist, sondern immer neu beschrieben werden muss, sie lässt

7 Die Analogie zur Situation auf See hat freilich Grenzen: Eine Schifffahrt ist in der Regel endlich (selbst die Odyssee war es), man kann nach der Anlandung wieder festen Boden betreten. Für eine Beschreibung der humanen Welt wäre diese ‚Passage‘ als auf Dauer gestellt zu denken; vgl. dazu Badura 2005.

sich nicht durch einen Katasterplan des vernünftigen Denkens abbilden.⁸ Das Operieren mit Gründen obliegt daher der Maßgabe des ‚derweil es so ist‘ und erzeugt immer zugleich eine Frage danach, warum es diese und nicht andere Gründe sind, die zählen sollen, es öffnet eine Lücke zwischen dem Wirklichen und dem Möglichen, die durch keine Repräsentation des Wirklichen geschlossen werden kann. Auch wenn immer konstellar triftige Antworten möglich sind, ist doch nie die definitive Antwort möglich. Strukturen zur Organisation der humanen Welt sind immer (historisch gewordene) Infrastrukturen, nicht aber überzeitliche Metastrukturen. Sie sind einerseits wirklich und wirksam, andererseits kontingent – und in diesem Spannungsfeld muss sich (theoretische und praktische) Orientierung stets neu vollziehen.

5. A propos Prinzipismus

Diese Vorstellung von der humanen Welt und den nicht eben entlastenden Aussichten, die sich die Orientierungsarbeit betreffend ergeben, hat einen spezifischen Typus der kulturellen Beunruhigung hervorgebracht, der sich spätestens seit Beginn der klassischen Moderne in mannigfaltigen Formen regt – zu sehr scheint ein Leben in definitiven Rahmenordnungen alternativlose Möglichkeitsbedingung eines guten Lebens. Warum? Aufschluss kann hier – und damit knüpfe ich an den Ausgangspunkt der Überlegungen an – eine genauere Analyse der prinzipistischen Strategie sein. Diese lässt sich ja, wie gezeigt wurde, als deutliches Plädoyer für den festen Grund verstehen, weil nur er als möglicher Garant der Unbedingtheit gesehen wird und nur auf ihm scheint unparteiliches Urteilen möglich. Die dahinterliegende Motivation ließe sich wohl wie folgt beschreiben: ‚Ohne festen Grund in Form eines objektiven Bezugspunktes lässt sich die Verbindlichkeit von etwas nicht argumentativ ausweisen. Weil in einer humanen Welt Verbindlichkeit be-gründet sein muss, um ein Zusammenleben von Menschen zu ermöglichen und es einer Verbindlichkeit bedarf, muss es einen festen Bezugspunkt geben.‘ In dieser Form vorgetragen, könnte man von einem Sollen-Sein-Fehlschluss sprechen, da es nicht reicht, dass etwas sein soll, damit es dann auch ist. Natürlich könnte man die Formel auch rein normativ lesen und damit dem Sollen-Sein-Problem entgehen – im Sinne von ‚wenn wir Verbindlichkeit wollen, müssen wir uns einen festen Bezugspunkt geben‘. Das hülfe aber nur dann weiter, wenn das ‚sich Geben‘ des Grundes seinerseits den soeben skizzierten Rahmenbedingungen der humanen Welt gerecht werden würde, also im Sinne eines ‚sich Geben, derweil es so ist‘ verstanden würde – so also, wie es die ergründende Strategie täte. Betrachtet man etwa die kantische Tradition, das wohl populärste Beispiel einer prinzipistischen Strategie, kann von einem Denken im Modus des ‚derweil es so ist‘ aber nicht die Rede sein: Hier wird zwar von einer

8 Vgl. dazu Badura 2004.

Selbstgesetzgebung gesprochen, diese aber im Sinne einer Selbstunterwerfung unter das aus notwendiger Einsicht in seine Geltung erkannte Gesetz der Vernunft konzipiert. Das Gesetz der Vernunft nimmt hier die funktionale Stelle einer Kerbe oder Metastruktur ein, also einer Präfiguration der humanen Welt, die den grammatisch-orientierenden Rahmen eines vorfindlichen *tertium comparationis* darstellt. Nur durch diese Figur in der Hinterhand kann der Unbedingtheitsanspruch entstehen, den die prinzipistische Strategie erhebt und der ein Anspruch darauf ist, den direkten Zugriff auf die definitiven Rahmenbedingungen des Denkens zu besitzen. Denn die deklamierte Gesetzesvernunft definiert den Bereich des sinnvoll Denkbaren, erlässt Gesetze und ist zugleich Richterin über deren Einhaltung sowie die einzig zulässige Kontrolleurin des Gerichts: So ist es, so soll es sein, weil es anders nicht sinnvoll sein kann, da der Sinn so ist, wie es sein muss. Also: Was nicht so ist, wie es gemäß dem Gesetz sein soll, kann nicht vernünftig sein, soll also auch nicht sein. Unbedingtheit ist hier stets die Unbedingtheit des Gesetzes, das über allem steht. So betrachtet zeigt sich wiederum, dass die prinzipistische Strategie letztlich eine von der klassischen Metaphysik bis hin zu den ‚großen Erzählungen‘ reichende Denkfigur der gegebenen, prästabilisierenden Ordnung in Anschlag bringt. Dabei aber produziert sie ein gefährliches Versprechen, das im Lichte der vorgetragenen Charakterisierung der humanen Welt nicht zu halten ist: Die Bindung der Idee der Unbedingtheit an einen definitiven metastrukturellen Ordnungsrahmen schürt die Erwartung, dass es diesen auch gibt. Dies befördert letztlich eine Verweigerung gegenüber der Aufgabe der Kultivierung von Kompetenzen, die Kontingenz moderner Lebenswelten, in denen sich die humane Welt realisiert, *auszutragen*, anstatt sie zu ignorieren oder mittels im Mantel metastruktureller Objektivität verkleideter Instanzen, die letztlich aber eben auch nur kontingente Infrastrukturen sind, zu ‚bewältigen‘. Die Herausforderung für ein um seine Integrität bemühtes Denken ist es daher vielmehr, infrastrukturelle Wirklichkeit, deren Kontingenz und den Bedarf an Verbindlichkeit immer neu in ein angemessenes Verhältnis zu bringen, ohne sich dabei auf ein höherstufiges *tertium comparationis* auszuflüchten.

Die Furcht davor, ohne ein im Gestus der Metastruktur präsentiertes Prinzip, das Denken und Handeln im Chaos versinken zu sehen, sollte daher nicht darüber hinwegtäuschen, dass alle derartigen Prinzipien, die als archimedische Angelunkte der humanen Welt deklariert werden, stets nur Feststellungen einer je aktuellen, konstellar etablierten normativen Infrastruktur sind. Nur durch die Metaphernvergessenheit des Be-Gründens, das den festen Grund für unabdingbar hält und von dorthin eine fragwürdige Konzeption der humanen Welt entwirft, nur vor dem Hintergrund und gekoppelt mit einem Drohszenario also, lässt sich der Blick auf diesen Umstand trüben. Und aus dieser Trübheit bezieht die prinzipistische Strategie letztlich ihren zweifelhaften Anspruch auf Verbindlichkeit.

6. Ethik und Politik

Unbedingtheit ist für eine kritische Orientierungspraxis, so wurde oben gesagt, eine unabdingbare Eigenschaft. Da die prinzipistische Lösung, Unbedingtheit zu konzeptualisieren, nicht überzeugen konnte, wurde vorgeschlagen, das unbedingte Denken als Entgründung zu konzeptualisieren und so als ein notwendiges Komplement zur bedingten Perspektive im Rahmen des Orientierungshandelns zu verstehen: Denn Unbedingtheit ohne Bedingtheit bleibt ohne Ansatzpunkt, Bedingtheit ohne Unbedingtheit hingegen ohne kritische Distanz zu sich selbst. Diese Unbedingtheit aber ist nicht durch Rekurs auf eine Figur des neutralen Dritten zu bekommen, der sein Urteil fällt – sie ist nur aus dem auf Dauer gestellten Zweifel zu gewinnen, dass sich hinter jedem Urteil ein Horizont alternativer Möglichkeiten auftut.

Was heißt dies aber nun für die Gestaltung von Orientierungspraxis in den eingangs genannten Feldern Ethik und Politik – wie kann Er- und Entgründung also im Sinne praktischer Orientierung konzeptualisiert werden? Es kann nach dem Gesagten schwerlich dadurch geschehen, dass die Ethik ein autoritatives normatives Primat gegenüber der Politik zugeschrieben bekommt, also den normativen Grund darstellen könnte, auf den sich die Politik zu begründen hätte. Vielmehr ist jedes wie auch immer geartete Begründungsverhältnis zwischen Ethik und Politik aufzugeben – die Ethik hat nichts zu be- sondern alles zu entgründen; die Politik bedarf keiner Begründung sondern muss sich als Ergründung verstehen. Ethik und Politik sind komplementäre Bewegungen im Zuge der individuellen und kollektiven Selbstorientierung, sie bringen das pragmatische Ergründen bestmöglicher Lösungen und das Dekonstruieren der so gewonnenen Orientierungsmarken in ein unauflösliches Spannungsfeld. Dieses Spannungsfeld dadurch zu kultivieren, dass beides zur gleichen Zeit und in kritisch-komplementärer Wechselwirkung möglich ist, scheint mir die öffentliche und kulturelle Aufgabe zu sein, die es heute – auch im besagten infrastrukturellen Sinne in einem umfassenden Wortsinne – anzugehen gilt. Und dabei ist durchaus gefordert, die Begriffe ‚Ethik‘ und ‚Politik‘ und die Denkbewegung, die ihnen korrespondiert, nicht zu eng zu fassen bzw. nicht zu verwechseln mit dem, wofür die Worte gewohnterweise stehen: Ethik als dekonstruktive Entgründung steht für ein Ensemble von Praxen der Indikation des anders Möglichen im je Verwirklichten, seien sie philosophischer, literarischer oder künstlerischer Art. Politik als pragmatische Ergründung steht für das Ensemble von Praxen zur Schaffung geeigneter Bedingungen dafür, dass individuell wie kollektiv ein ‚gutes Leben‘ möglich wird – und dazu gehören staatlich-institutionelle Regelungen genauso wie zivilgesellschaftliche Regungen, die moralphilosophische Erarbeitung bestimmter Regeln oder andere Formen konstruktiven Engagements.

Das skizzierte Spannungsfeld aber ist nicht seinerseits als Effekt einer höherstufigen Dialektik misszuinterpretieren, die in einem synthetischen Ergebnis mündet (was ja zugleich hieße, der humanen Welt wieder eine metastrukturelle

Konzeption einzuschreiben), sondern repräsentiert vielmehr eine der humanen Welt immanente Vernunftkultur als ein Orientierungsdenken zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit, die in dieser Immanenz stets in Bewegung ist; einen Modus der Orientierung in einer von zwei Vektoren geprägten Dynamik, deren Teil die den Prozess tragenden Akteure und ihre (infra)strukturellen Lebensformbedingungen immer schon sind. Weil die Akteure in diesem Prozess mitwirken, ihn bedingen und durch ihn bedingt sind, ist die humane Welt aus pragmatischer Perspektive keine in jeder Hinsicht kontingente Welt – sie bietet konkrete Widerstände bestehender Infrastrukturen, die im Moment ihrer Realisierung wirklich und nicht nur möglich sind: Genau diese Haltung, die eben keine ‚unvollständige‘ oder ‚uninformierte‘ Haltung ist, zeichnet den politischen Modus im hier gemeinten Sinne aus. Zugleich und in gleichem Maße aber enthält die humane Welt das Potential des Zweifels und der dekonstruktiven Kritik, ein tätiges Vermögen, jede pragmatische Sichtweise des Wirklichen zu dekonstruieren und durch den Aufweis ihres Möglichkeitscharakters zu relativieren – ohne sich deshalb jedoch über die Haltung des pragmatischen Blicks erheben zu können. Die humane Welt ist somit wirklich und möglich zu gleich – aus der Perspektive des Urteilenden aber nie gleichzeitig. Einem Vexierbild gleich kann und muss sie als wirkliche und als mögliche Welt erfahren werden, ohne dass einer Seite ein höherstufig gesichertes ‚mehr‘ an Geltung zukäme. Und nur dann lässt sich das skizzierte Komplementärverhältnis von Politik und Ethik verstehen, wenn in genau diesem energetischen Feld des ‚sowohl - als auch‘ die Eigenart der am Werke befindlichen Vernunftkultur gesehen wird, einer Kultur, die das Zutrauen manifestiert, im Spannungsfeld von Er- und Entgründungszügen immer weiterzumachen mit dem Denken, ohne in pragmatischer Verkürzung oder nihilistischer Borniertheit zu münden. Nur wenn es gelingt, diese im konkreten Blick sich ereignende Janusköpfigkeit der humanen Welt anzunehmen und auszutragen, ohne dabei auf irgendeine Erlösung zu schießen, werden Ethik und Politik ein angemessenes Verhältnis eingehen und ein lebensdienliches Projekt darstellen, das den Anforderungen einer humanen Welt in und als Moderne gerecht werden kann.

Literatur

- Badura, Jens (2004): „Niemandland. Vom Begründen und Entgründen“. In: Jens Badura/Sarah Schmidt (Hg.), Niemandland - Topographische Ausflüge zwischen Wissenschaft und Kunst, Stuttgart: IZKT-Schriftenreihe, S. 10-13.
- Badura, Jens (2005): „Passagen – eine philosophische Passage“. Im Web unter: http://www.durchdenker.de/html/c_projekt_anz.php?id=9.
- Badura, Jens (2006): „Heteromundus“. In: Jens Badura (Hg.), Mondialisierungen, Bielefeld: transcript.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1992): 1000 Plateaus. Berlin: Merve.

- Heidegger, Martin (1997): *Der Satz vom Grund*. Stuttgart: Neske.
- Luckner, Andreas (2005): *Klugheit*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Marramao, Giacomo (2003): *Passagio a Occidente*. Turin: Bollati Boringhieri.